

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Hoppe, Albert: Plattdütsch.

## Plattdütsch

Es sind oft kleine Erlebnisse, die in grundsätzlichen Dingen von Bedeutung oder gar von entscheidender Kraft werden können. Das Geschehnis, das mir voll bewußt werden ließ, wie sehr das Plattdeutsche ein wohlgehüteter Schatz, eine Haltung und ein gemeinschaftsbildender Faktor sein kann, liegt einige Jahrzehnte zurück und passierte einige tausend Meilen von hier. Ich war unter englisch sprechenden Menschen. Meine Sprachkenntnisse waren dürftig, und es haperte überall. Da fragte ich denn einen Gesprächspartner, einen Farmer deutschen Namens, ob er denn wirklich gar kein Deutsch mehr spräche. „No“, sagte er, „dütsch kann ick nich, öwer plattdütsch kann ick snacken.“ Das war eine der schönsten Freuden auf meiner damaligen „Weltreise“. Als ich dann ein paar Tage später auf die Einladung dieses Farmers hin in dessen Gebiet kam, vertiefte sie sich bis zur Beglückung. Seit Generationen saßen diese Menschen hier, gekommen einst auch aus unserer Prignitz, vornehmlich aus der Wische. „Ut Besandten un Unbesandten, Beschäten un Unbeschäten“, wie einer der Farmer mir erklärte. Er hatte zwar diese Dörfer und die alte Heimat nie gesehen, aber ich kam ja gerade daher, und so konnte ich sie schildern und auch sagen, daß der Großvater ihnen mit den beiden letzteren Dörfern einen Bären aufgebunden hatte. Das alles machte mir rechte Freude und vor allem dann, als eines der Kinder hereingesprungen kam und einen Wunsch äußerte, auf englisch. Die Mutter erwiderte: „Segg et dütsch, denn kannst du't krieg'n“.

Wieviel schöner war dieses Erlebnis als ein anderes, das ich, auch vor ein paar Jahrzehnten, hier in einem Dorfe unserer Prignitzer Heimat selbst hatte. Es war in einem stattlichen Bauernhaus. Wir saßen am Sonntagnachmittag in der „guten Stube“ am Kaffeetisch. Als die Kuchenberge kleiner geworden waren, fragte die Tochter des Hauses: „Mudder, kann ick nu spöl'n gohn?“ Diese Mutter hatte eine andere Antwort als jene in der fremden Welt. „Nein“, sagte sie. Und sie fügte hinzu: „Erst mußt du noch Klavier vorspielen. Und dann hast du schon wieder vergessen, daß du nicht immer plattdeutsch sprechen sollst!“

Die Welt geht vorwärts. Fortschritt und gesellschaftliche Entwicklung sind unaufhaltsam. Wir wollen nichts konservieren, was überlebt und wertlos geworden ist. Das ist ohne Daseinsberechtigung. Die guten Eigenschaften eines Volkes aber, zu denen auch die Mundart gehört, überleben sich auch in einer fortschrittlichen Zeit niemals, sondern entwickeln sich mit ihr. Wenn große, fortschrittliche Staaten den Nationalitäten innerhalb des

Ganzen ihr Eigenleben mit Sitten und Bräuchen, mit Trachten und Tänzen, mit Liedern und Mundart nicht nur lassen, sondern dieses alles sogar fördern, so tun sie das wahrlich nicht aus einer sentimentalen Anwendung oder romantischen Schwärmerei, sondern so kommt das aus einer weisen Erkenntnis des Wertes dieser Dinge. „Jedes Feuer hat seinen Herd unterwärts“, sagt unser Prignitzer Landsmann Friedrich Ludwig Jahn, und jeder einsichtige Staat sieht seine Fundamente in den ursprünglichen Kraftquellen seines Volkes. Wenn der größte Meister der deutschen Sprache, Johann Wolfgang Goethe, sich dazu bekennt, daß die unerschöpflichste Quelle für die Lebendigkeit und den Reichtum einer Volkssprache die Mundart ist, so weiß er, daß alle „Sprachschöpfer“ immer ihre Schätze aus der Ursprünglichkeit der Dialekte und des Volksmundes holen. „Man muß dem Volke aufs Maul sehen“, sagt Martin Luther. Und wenn unser Staat die Mittel zur Mundartforschung und hier speziell für unser niederdeutsches Platt zur Verfügung stellt, so will er damit nicht lediglich ein nationales Kulturerbe registrieren, sondern er will es hüten und alles tun, um es auch fernerhin lebendig und wirkungsvoll sein zu lassen.

Mit dem Plattdeutschen erhalten wir unserem Volkstum einen kostbaren Schatz. Das Platt ist dem niederdeutschen Menschen auf den Leib geschnitten. Es ist nicht elegant, sondern derb und knorrig. Es spiegelt Bodenständigkeit, Behäbigkeit und Gelassenheit des Norddeutschen wider, und es hat tief verwurzelt in sich einen trockenen und oft drastischen Humor. Man kann in seiner Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, ohne Anstoß zu erregen, in Platt Dinge sagen, die sonst ein Pikiertsein und ein Nasenrümpfen auslösen würden. Man spricht und schreibt in niederdeutschen Sprachen ganz amtlich und ungeniert vom „Schietweder“, während das entsprechende hochdeutsche Wort schwerer über die Zunge und aus der Feder gehen würde. Als wir im letzten Krieg einen belgischen Jungen in unser Haus bekamen, sprach der nur französisch. Meine paar Bröcken davon ließen die Unterhaltung kümmerlich sein. Plötzlich wurde der kleine Robère lebhafter, er gestikulierte und er redete dringender auf uns ein. Die ganze Familie stand ratlos um ihn herum. Da fing er an, von einem Bein auf das andere zu springen, und in der höchsten Not entfuhr ihm die Worte: „Ick mutt pissen, ick mutt pissen!“ — Alles jubelte erleichtert auf, und meine Frau schob glückstrahlend mit ihm ab. Das Plattdutsche hatte die Situation gerettet. Hinterher stellte sich heraus, daß Roberts Mama eine Flämin war, und von ihr hatte er diese „Muttersprache“ gelernt. Wie ja auch das „Manneken Pis“ in Roberts Heimatstadt Brüssel ganz ungeniert und munter plätschernd sein Wasser laufen läßt und durchaus keine anstößige Figur ist. Als originelle Weltberühmtheit ist es viel bewundert, oft beschmunzelt und oft fotografiert.

Wenn wir uns in die vielfältigen Ausdrucksformen unserer heimatlichen Mundart vertiefen wollen, so ist vor allem die „Poesie“ die ergiebigste

Quelle. Ganz dem Volksmunde abgelauscht ist sie, und meist von Menschen aus dem Volke geschrieben. Darum auch findet sie immer wieder Resonanz im Volke und wird stets gern gelesen oder beim Vortrag gehört. Unter unseren Prignitzer Mundartdichtern ist der bedeutendste der Lehrer Hermann Graebke. Er war ein wirklicher Dichter, und in dichterischem Schwung und Fluß brachte er seine Schöpfungen in künstlerische Form und in oft recht köstliche Reime. „Unsere Heimat“ brachte manche Kostprobe von ihm. Seine Gedichtbände „Prignitzer Vogelstimmen“ und „Prignitzer Kamellen“ vor allem sind es, die das Gemüt anrühren oder ein stillvergnügtes Schmunzeln auslösen. Letzteres z. B., wenn er aus der Schulstube berichtet, wie der Lehrer Geier in Preddöhl sich müht, den Schulanfängern das Zuzählen beizubringen und wie er das anschaulich in dieser Form versucht: „Ich lege zwei Eier hin. Und nun lege ich noch zwei Eier dazu.“ Doch da fährt ihm schon eine der Kleinen in die Parade:

„Herr Geier, ick mücht Se wat segg'n:  
Se könn'n jo gor keen Eier legg'n!“

Viele andere Prignitzer ritten nach Graebke den plattdeutschen Pegasus. Zu denjenigen, die das mit guter Begabung und recht ungekünstelt taten, gehören vor allem der Landarbeiter Ludwig Lehmberg aus Tacken und der Bauer Carl Fürböter aus Steffenshagen. Aus ihren Dichtungen ist bei ersterem ein Bändchen Verse und bei letzterem das Bühnenstück vom „Surnknieper“ zu erwähnen. Heute erfreut uns mit mundartlichen Dichtungen vor allem der Eisenbahner Stadtkus aus Rehfeld.

Nicht nur Schnurren und heitere Episoden sind es, die bei unseren Heimatdichtern im Platt widerklingen, sondern auch manch inniges Gefühl und manch besinnlicher Gedanke kommen zur Gestaltung. Das Plattdeutsche meistert alle Lebenslagen. Humorvolles und Ernstes lassen sich in ihm sagen. Es trabt zwar, auch in der Dichtung, nicht so hochkultiviert und gelehrt daher wie die hochdeutsche Schwester, dafür aber bleibt es urwüchsiger und erdgebundener. Es verzerrt und verkrampft sich nicht in Unnatürlichkeit, wie es uns neuere Poesie oft beschert, sondern es bleibt auch in der Dichtung ganz in der ihm eigenen Schlichtheit und Natürlichkeit. Es ist nicht immer glatt und geschmeidig und schon gar nicht voll „Eleganz“, eher ist es rauh und etwas poltrig, aber es kann ohne Stachel und Spitze wahr und offen sein. Und immer ist es bieder, gediegen und bekömmlich wie hausbacken Brot. Es löst leichter ein Leuchten und Schmunzeln aus und läßt die Verbundenheit von Mensch zu Mensch geradliniger, wärmer und herzlicher sein.

Der Reichtum unseres Prignitzer Platt wird aber nicht nur in der Dichtung offenbart, auf jedem Gebiet des täglichen Lebens begegnen wir ihm. Er begleitet den Menschen gleichsam von der Wiege bis zur Bahre. Suchen wir ein paar Kostproben heraus. Könnte der Neugeborene lesen, würde

die Notwendigkeit des Soliden im Leben ihm gleich anfangs durch den Spruch auf einer Wiege eingepägt werden:

Recht fast de Weeg,  
kümmt all'ns int Reeg.

Und der Grabstein kündet von dem großen Gleichmacher Tod und der Vergänglichkeit von Macht und Glanz und Herrlichkeit:

Hier liggt de Herr von Sallern,  
mien Gott, wo deh dett ballern,  
as he up siene Buern ruppkloppt,  
nu hemm's em sülwst hierinner stoppt.

Da würzen sich die alten Prignitzer Bauertöpfer das Leben mit ihren sinnigen und ein wenig aggressiven Sprüchen auf dem warmbraunen Blumenthaler Geschirr:

Schulden siene dicke Magd  
schlöppt des Morgens bät Glock acht

und ebenso derb klingt's zurück:

Alle Lüd hemm vör ehr Fenster Gardinen,  
August Jacht hett'n Sack vör sienen.

Dieses „Anöden“ ist nie böse gemeint. Auch bei der Hausfrau schmuntzelt jeder, wenn sie nötigst:

So, nu ät't un drinkt un schont de Bodder!

oder wenn sie hinzufügt:

Noh uns Vader bruken ji ju nich to richten,  
de ett ümmer so völ.

Gute Lehren gibt's die Fülle. Die Jungfer findet auf ihrem neuen Spinnrad die Mahnung:

Wullt du nich spinnen,  
krichst du kein Linnen.

Bei einem anderen buntbemalten alten Wocken dreht sich im Rad der Liebesspruch:

Wie di üm mi —  
is mi üm di.

Die Bauersfrau hat auf ihrem Butterfaß eingeschnitzt:

Botter dick, botter dick,  
botter'n ordlich groot Stück.

Für den Schäfer und überhaupt für jeden Lebenspraktiker gilt es zu beherzigen:

Man mütt de Schoop scheer'n, wenn se Wull hebb'n!

Und der Bauer richtet sich nach seinen Wetterregeln:

Weht de Wind in Wihnachtsdog'n,  
wär'n de Bööm völ Äppel drog'n

oder:

Wenn de Spinn'n flietig web'n,  
werd noch lang'n keen Reg'n geb'n.

Schon die Kinder haben ihre plattdeutsche Poesie und Weisheit. Wenn im Frühjahr der Saft treibt, klopfen die Jungen für ihre Flöten und Schalmeien, unter Hersagen ihres Versleins, kräftig aber doch behutsam die Weidenrinde vom Holz:

Sidde sidde seute,  
ick mok mi 'ne Fleute,  
det se recht schön fleuten deiht,  
det se nicht kaput gohn deiht.

Beim Spiel der Kinder gibt es mancherlei Abzählreime:

Piter Peter Ickenstrick,  
söben Katten schlogen sick  
in de düster Komer  
mit'n blanken Homer.  
De een de kreeg'n hatten Slag,  
det se an de Döre lag.  
Piff un puff und paff,  
du büst aff!

oder ganz ohne Prüderie in der Alltagssprache:

Eene meene minkmank, pinkpank,  
Koh schitt'n Brink lang,  
Kalw liggt dabie,  
Ködel hört di!

Lustige Rätsel gibt es auch in Plattdeutsch:

Kümmt een Mann von Hickenticken,  
de hett hunnertdusend Flicken,  
knökern Mul un fleeschern Bort,  
hört mol, wo de Kerl da rohrt.

Da ist dann der bunte Hahn mit gemeint, und wenn es heißt:

Tweebeen sitt up Dreebeen  
un will Veerbeen strieken,  
da keem Veerbeen  
un wull Tweebeen bieten.  
Da nehm Tweebeen Dreebeen  
un wull Veerbeen schmieten —

so ist das die Bauersfrau, die mit dem Melkschemel nach dem Hund wirft.

Ganz'n Stall vull witt Höhner  
un een rot'n Hohn damang

ist der Mund mit Zähnen und Zunge,

Ganz'n Stall vull brun Perd  
un een höltern Knecht dabie

ist der Backofen mit knusprigen Broten und dem Brotschieber,  
Schwieriger ist schon:

Dett steiht nich, dett geiht nich,  
dett itt nich, dett drinkt nich, dett stinkt nich.  
Wenn ick öwer will,  
dett et steiht, dett et geiht,  
dett et itt, dett et drinkt, dett et stinkt,  
denn steiht dett, denn geiht dett,  
denn itt dett, denn drinkt dett — denn stinkt dett!

Ja, was mag das sein? In der Frühlingszeit, wenn das Brüten los geht,  
kann man's erleben, daß es das Ei ist.

Die bunte Märchen- und Fabelwelt ist an sich schon voll Zauber. Wenn  
diese Geschichten aber dann gar aus dem Niederdeutschen stammen und  
dazu noch in Platt erzählt werden, sind sie uns besonders vertraut und  
erbaulich. Wie kontrastreich und eindrucksvoll erleben wir die Folgen der  
unersättlichen Habgier und Herrschsucht in dem uns bekannten Märchen,  
das so beginnt:

„Dör wär mol ens en Fischer un siene Fru, de waanden tosamen  
in'n Pissputt . . .“,

und wie behaglich einleuchtend sind die Lehren, die der Märchenfabel  
vom Hasen und Swinegel angehängt sind:

„erstens, datt keener, un wenn he sick ok noch so vörnehm dücht,  
sick sall bikomen laten, övern geringen Mann sick lustig to maken,  
un wöört ok man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn  
eener freet, dat he sick 'ne Fru ut sienem Stande nimmt, un de jüst  
so utsüht as he sülwst. Wer also een Swinegel is, de mutt tosehn,  
dat siene Fru ook een Swinegel is.“

Die rechte Frau zu finden, fiel schon dem Adam schwer, zumal er ja an-  
fangs ganz allein im Paradies war. Der liebe Gott half aus der Verlegen-  
heit und schuf die Eva. Wie das vor sich ging, können wir am besten in der  
„plattdeutschen Bibel“ nachlesen. Da heißt es:

As uns' Herrgott Eva moken wull, hett he jo Adam een von sien  
Rippen rutnohm. He hett dett Lock wedder mit Fleesch tosloten un  
de Ripp solang'n näm sick henlegt. As he nu no de Ripp lang'n  
wull, kem een Hund, schnappt sick de Ripp un sprüng damit övern  
Tun. Uns' Herrgott greep jo fix to, öwer he kreeg bloß noch dän  
Schwanz von dän Hund to footen. De reet ut, un uns' Herrgott stünn  
nu da, mit dän Hunnenschwanz int Hand. Watt süll he dohn? De



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

*An der Stepenitz*

Ripp wär weg, un so müßt he de Eva ut dän Hunnenschwanz moken. Dett is em denn jo ok ganz god gerod'n. Öwer de Evas hemm noch hüt un düssen Dag so wat an sick, wat uns verrod, woher se komen sünd. Se sünn ümmer so unruhig und so zapplig, un jiffeln und jaffeln dohn se ok ümmer. Un de Flöh holl'n sick am lewsten bi ehr up.

Doch Adam mochte sie leiden (was sich bis heute nicht geändert hat):

„De erst Anblick wär nicht schlecht“, sä Adam, as he Eva to sehn kreeg.

Diese Zuneigung vertiefte sich bald mehr. Als Adam und Eva Mittagsruh hielten, nusselte Eva ein wenig ein. Adam sah, daß eine Biene sich auf Evas Lippen setzte. Was will sie da nur? dachte er. Um das auszufinden, legte er, als die Biene fort war, behutsam ebenfalls seine Lippen auf die ihren. Nun hatte wohl die Biene da ein Tröpflein Honig zurückgelassen, un so hett em dett hellsehen sööt schmeckt. He hett dett öfters probeert, un so hett he sick dett Smüstern anwennt. Wi Minschen hemm dett also de lütte Imm to danken, dett so dett schönste Vergnäg'n up düsse Welt komen is.



Auch die nachstehende Geschichte aus dem Tierreich mit dem köstlichen plattdeutschen Disput hat ihren Reiz:

„Man bloß nich ängstlich“, sä de Hohn to'm Regenworm un freet em up.

„Bang' moken gelt nich“, sä de Regenworm und kröp hin'n werrer rut.

„Dett will'k di verpurren“, sä de Hohn, freet em tum tweetenmol un stellt sick mit'n Hinnersten an de Wand.

„Wo man rinkom'n is, mü't ok wä rutgohn“, sä de Regenworm un kröp ut'n Schnobel werrer trüg.

„Du büst jo'n dullet Biest“, sä de Hohn. He freet em tum drittenmol, steckt dän Schnobel achtern rin un sä: „So, nu loop di dot!“

Wenn so eins das andere zu überlisten versucht, so hat der Volksmund auch für umgekehrte Tendenz Beispiele. „Wer is am dümmsten?“ fragt er. Es tut mir leid, aber die Antwort lautet: Die Ziegen, die Enten und — die Frauen! Und zwar deshalb:

Wenn de Zick de ganze Kripp vull Heu hett, röppt se immer noch: „Mähr, mähr!“

Wenn de Änten dörch det Schündor gohn, dükern se sick, damit se sick dän Kopp nich stöten.

Wenn de Fruens ehr lütt Kind up'n Arm vör sick hemm, frog'n se egoltoo: „Wo is denn man mien Söting? Wo is denn man bloß mien lütten Söting?“

Nicht nur unterhaltsame Schnurren und Schwänke haben sich im Plattdeutschen geformt, auch ernste gebundene Rede hat sich eingebürgert. Das meiste ist in den letzten Jahrzehnten gestorben. Einst begleitete es das Brauchtum überall bei der Arbeit, vornehmlich bei der Ernte, bei Richtfeiern oder anderen Höhepunkten, aber auch bei Familien- und jahreszeitlichen Festen. So sprach die Jugend zu Ostern in den Häusern vor:

God'n Obend, god'n Obend, leewe Frau Mudder,  
giwt ju oll Koh noch völ Melk un völ Budder?  
Wat mokt denn ju oll bunte Hund?  
Is de oll Koter noch gesund?  
Poor Eier, poor Dreier geb'n Se uns wull,  
süss wät de Büdel un de Kiep nich vull.  
Se wär'n dafür ok selig sien,  
up'n Disch hemm Mettwost un ok Wien.  
Poor Eier, poor Dreier un'n Stück Speck,  
denn gohn wi gliexen werrer weg!

Wenn die Jugend im Dorfsaal beim Tanz versammelt war, da klang bei Tuba und Klarinette im Wirbel — „ümmer linksrüm!“ — ihr Lied mit:

Huch Johann, wo lacht de Deern,  
Liden mag'k ehr gor to gern!

Selbst die Alten wurden und werden noch heute ganz munter, wenn's losgeht:

Wenn hier'n Pott mit Bohnen steiht  
un dor'n Pott mit Brüh,  
so lott ick Pott un Bohnen stohn  
un griep noh mien Marie.

Kommt aber dann der „Rausschmeißer“, so kling't im neckischen Wechselgesang zur Musik:

Sall ick di noh Huus breng'n  
mien zuckersöte Deern?  
Kann den Weg alleen find'n  
mien zuckersöte Jung!

Das mit den letzten beiden Zeilen ist natürlich nur das übliche Sichzieren, weil es sich so schickt. — „Wo geern frett uns Katt sööt Melk!“

Das Spotten ist eine Lust der Menschen. Vornehmlich bei den plattdeutschen. Man tut es hier sogar gemeindeweise:

In Papenbrok is Hungersnot,  
da krieg'n de Jung's keen Mittagbrot,  
Vesperbrot giwt ok nich völ,  
dafür wat mit'n Bessenstäl.

Selbst unsere Städte machen in dieser gegenseitigen Bewertung keine Ausnahme:

Wittstock is 'ne schöne Stadt,  
Pritzwalk weet sick ok noch wat,  
Perl'berg ist det allerbest,  
Potlitz is en Höhnernest.

Nun, was sich liebt, das neckt sich. Und so macht man dem anderen öfter ein Kompliment:

Du häst'n anshlög'schen Kopp, wenn du en'n geg'n krichst!

oder noch ein bißchen deutlicher:

Du büst klook. Du kannst Kattenschiet in'n Düstern rüken.

oder wohl auch:

He kann de Piermod'n in d' Eer blaffen hörn.

Nicht nur den Geist, auch die sonstigen Bestandteile des Körpers bedenkt man mit Redensarten:

he föllt öwer sien eigen Fööt  
he lewt von de Hand in'n Mund  
he gönnt sick nich det Schwatt ünner Nogel  
he is'n beten schwack up de Bost  
he kann dän Schlunk nich vull krieg'n  
he het em schön'n Rotz üm de Back'n schmeert  
he steckt sien Näs' in alle Pött  
he kickt mit rechter Oog in d' linke Westentasch  
he is noch nich drög achtert Ohr'n

und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind.

Manchmal wird solche Redensart zum Sprichwort:

De Nower, de öwern Tun kickt, is mien Fründ,  
de dörch'n Tun kickt, is mien Feind.

Oder ein ähnliches:

Wer mi vörher root, is mien Fründ,  
wer mi noher root, het't mi gönnt.

Die Lebenserfahrungen, die man so im allgemeinen macht, haben sich auch in festen Redensarten kristallisiert:

De een mokt det Bett,  
de äänner leggt sich rin.  
Wenn de Katt dänn Melkpott umkehrt hätt, wärd s' rutjoogt.  
Wat'n god'n Dag is, de fangt all morgens an.  
Erst de Piep in'n Brand,  
denn de Peerd ut'n Grow'n.  
Nimm di nicks vör, denn sleiht di nicks fehl.  
De Manns un de Fruens sün de besten Lüd' up de Welt.  
Watt man nich in'n Kopp hett,  
mütt man in de Been hemm.

In den Inflationsjahren trug Prignitzer Notgeld die betrübliche Feststellung:

Ut een trurigen Noas kümmt keen fröhlichen Pup.

Wenn man nicht gegenan kann, dann sagt man achselzuckend:

Hojapp man eener geg'n Backob'n!

Oder wenn's gegen die eigene Frau gemünzt ist:

O wat schuddert mi vör d' Friegen,  
har'k nich dohn, ick deht nich mehr.

Wirkliche Lebensregeln aber hat man nicht nur im Kopf oder auf der Zunge, sondern die schnitzt man in die Truhe:

Hinrich Grogert het ick,  
wat recht un good is, wet ick,

de leewe Gott help mi dato,  
det ick't ok do!

Vom Umschauenmüssen in der Welt und von der festen Verwurzelung in der Heimat liest man im Türbalken:

Nord un Süd, de Welt is wiet,  
Ost un West, to Huus am best.

Und in dem Spruchbalken eines soliden niederdeutschen Gasthauses steht:

Hoch odder platt  
drög odder natt  
Beer odder Wien  
groff odder fien —  
echt mutt et sien!

Hätte sich der Schuster auch nur danach gerichtet, dann hätte er wohl einen besseren Lebensabend gehabt:

Erst weer he Schoster, da wunn he Geld,  
da speelt he Rentner un weer en Held.  
Dunn speelt he Kortten sogor in'n Sloop,  
nu is he Scheeper und höd de Schoop.

Gegen das Kartenspielen und gegen den Schluckbuddel gibt's meist keine Arznei, aber gegen andere Krankheiten versucht es die Böt-Frau. Zu den besorgten Zutaten hat sie ihr Sprüchlein:

Een Stück von 'ne Latt  
een Stück von 'ne Katt,  
een Stück von'n oll Wiew,  
dormit still ick die de Bukwehdoog in dien'n Liew!

Dazu kommen dann die drei Kreuze und der übliche Sermon, und es hat geholfen. Manchmal ist es auch nur eine Verlagerung:

Rut — rut — rut!  
Alle Flöh' un Lüs herut!  
In drüdd Nohwers Hus! †††

Schier unerschöpflich aber ist die Fülle der plattdeutschen „Snacks“, der Redensarten, die bekannt sind unter dem Sammelnamen „Wat de Lüd seggt“. Was Adam sagte, hörten wir schon. Lauschen wir dem, was die übrigen meinen:

Rendlichkeit mütt sien, sä de oll Fru, da kehrt se to Pingsten ehr Hämnd üm.

Ick strow mien Ollsch mit gode Wüörd, sä de Bur, dunn schmeet he ehr de Bibel an'n Kopp.

Det sammelt sük, sä de Jung, da kreeg he een Mulshell in de Köök un dree in de Stuw.

Wenn't kümmt, denn kümmt mit Hupen, sä de Snieder, da kreeg he twee Nachtmützen to näh'n.

Wenn mi de Doktor wä gesund kricht, sä de Großmudder, lach ick mi dod.

Bliew mi mit diene Wichsstewel ut'n Kohstall, sä Jochen to den herrschaftlichen Kutscher.

Ick glöw, mi is wätt infallen, sä de Bur, da wär em det Hus övern Kopp tosamem brooken.

Je nohdem, wo't henföllt, sä de Jung, as een oll Wief mit'n Näsdrüppel em frög, ob he Grütt miteeten wull.

De Woch fangt god an, sä de Timmermann, da schlög he sick den Dum'n aff.

Dett hett noch Tied, sä de Jung, da süll he'n Jackvull hemm.

Strof mütt sin, sä de Köster, da freet he de Kinner det Bodderbrot up.

Ei is Ei, sä de Preester, da langt he noh d' Goosei.

Ümmer noch to kott, sä de Discher, da har he all dreemol wat von d' Brett affsoogt.

Schod üm dän schön'n Döst, sä de Handwerksbursch, da müßt he Woder supen.

Wo de Messwog'n nich henkümmt, sä de Bur, dor hört Gottes Segen up.

Und ihre Werke folgen ihnen nach, sä de Pötter, da füll de Ob'n achter em in.

Dett is'n Meisterstück, sä de Timmermann, da har he'n Hunnhütt baut un det Lock vergät'n.

Erst Not mütt stürt wärn, sä de Olsch, da makt se det Sürwoder mit'n Backeltrog heet.

Is nich allens Botter, wat de Koh giwt, sä de Bur, da har he in Kohschiep pett.

Det treckt sick allens noh'n Liew, sä de Snieder, da har he de Ärmel an't Taschenlock näht.

Rendlichkeit is't halwe Leb'n, sä de Olsch, da wischt se den Disch mit'n Schürlappen aff.

Lat' Schoop schieten, sä de Bur, Wull wasst liekers.

Dwing mi, sä de Dern, denn doh ick keen Sünd'n.

Allens mit Mooten, sä de Snieder, da slög he siene Fru mit de Ell.

Allens een Angst, sä de Jung, in'n Sommer dunnert, un in'n Winter mütt'n to School.

Bie uns giwt hüt man dicken Ries, sä de Jung, uns Großmudder is man dod!

Mudder, wat is de Welt groot, sä de Jung, da keek he öwern Tun.

Vadder, wi künn'n so schön as Bröder tosamm' lewen, sä de Jung, öwer du wisst jo nich.

Ick hew noch Tied, sä de Fru, as de Dod kem. Großvadder sitt achtern Ob'n!

Dett sünn schlechte Tieden, sä de Doktor tum Apteker, as keen Minsch krank werd'n wull.

Alle diese Snacks und Redensarten sind nicht nur voll Humor und Spottlust, sondern sie haben, wenn man sie mit Bedacht liest, oft einen tiefen Sinn, den man dem Leben mit feiner Beobachtung abspürte. Sie beleuchten treffend manche Situation, und sie glossieren mit feinem Schalk manche menschliche Schwäche und Eigenart. Sie sind in ihrer Zahl unendlich, und im Vorstehenden gaben wir nur eine Auswahl.

Auch über den Teufel sind viele solcher Snacks im Umlauf.

Appel is Appel, sä de Düwel, freet den Gravensteiner und gew sien Großmudder den Peerködel.

Dett is een scharpen Tobak, sä de Düwel, da har em de Jäger een Lodung Schröt int Gesicht schooten.

De Geschmack is verschieden, sä de Düwel, dunn har he in'n Düstern 'ne Pogg für 'ne Beer öwerschluckt.

Watt olt is, det ritt, sä de Düwel, dunn har he sien Großmudder ehr Ohr in de Hand.

Und selbst die Tiere äußern ihre Ansichten plattdütsch:

Gebild't Lüd dropen sick, sä de Voss, da güng he mit de Goos spazeern.

Verjoog di nich, sä de Voss, da sprüng he de Gaus an'n Hals.

Is all man'n Öwergang, sä de Voss, da treckt em de Jäger det Fell öwer de Ohr'n.

Nu geht de Reis' los, sä de Poppégei, da güng de Katt mit em to Böön.

\*

Wer von den geneigten Lesern sich bis hierher durchbuchstabiert hat, dem wird in den letzten „Sentenzen“ aufgefallen sein, daß die Gans einmal eine Gaus und einmal eine Goos ist. Das ist der Reichtum der Mundart. In der hochdeutschen Sprache ist solch ein Wort immer gleich, soweit der Duden reicht. In der Mundart aber lautet es ab, wird vielfältig. Das ist dann gar noch in einer solch kleinen Landschaft, wie unsere Prignitz sie ist, der Fall. Der Mittelprignitzer sagt „Höhner, Göös, Preester“. Der westliche Prignitzer dagegen, dessen Dörfer schon an Mecklenburg grenzen, hat einen ganz anderen Zungenschlag: „Hähner, Gäus, Preister“. Und in der östlichen Prignitz wandelt es sich dann in umgekehrter Richtung: Aus Göös wird Gäns. Und ganz am Ostrande hört man sogar für das G ein J: Jäns! Wahrscheinlich strahlt da schon das Berlinische herein: „Eine jut jebratene Jans . . .“

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Im Duden steht „weinen“. Der Prignitzer hat eine ganze Skala von Wörtern zur Verfügung, um diese Gefühlsäußerung zu bezeichnen: bröllen, röhren, brammen, weenen, hulen, flennen, plinsen, tüten, schnucken — wobei dann diese Wörter immer dieses Weinen variieren und jeweils einen anderen Grad desselben darstellen. Wohl gibt es einige dieser plattdeutschen Wörter auch im Hochdeutschen, aber dort hat z. B. das Brüllen einen ganz anderen Sinn, als wenn man bei uns sagt: De Kinner bröll'n. Die obigen plattdeutschen Ausdrücke für weinen beginnen beim explosiven Ausbruch, lauthals, und enden im stoßweisen und leisen „Schnucken“, das sich gar nicht erst beruhigen kann.

Wer aber von unseren hochdeutschen Lesern vermag nachstehende absonderliche Verben zu deuten: tämen, tügen, malkern, kleien, eien, fleien, gnärgeln, glupschen, gnätzen, iwern, schnüwen, schnökern, klüten, knütten, zaustern? Manch einer „schüddkoppt“ da wohl ratlos. Und was ist: fortsen, gliexsen? Nicht, was unsere lieben hochdeutschen Leser vielleicht bezüglich des ersten Wortes annehmen, sondern nur: sofort, gleich! Denn dieses „o“ in unserem plattdeutschen „fortsen“ wird ganz anders gesprochen als das im gleichen hochdeutschen Wort. Für diesen plattdeutschen o-Laut gibt es keinen Buchstaben. Das „oa“ kommt ihm am nächsten. Es fehlen für das Platt nicht nur Buchstaben, um Laute zu bezeichnen, sondern auch eine feste, einheitliche Rechtschreibung ist nicht da, kann nicht da sein, weil, wie wir sahen, ja oft schon von Ort zu Ort die Wörter ablauten.

Wir sehen schon an den erwähnten kleinen Beispielen, wie reizvoll solch eine Mundart ist, und wie das nun vornehmlich die Sprachforschung selbst reizen muß. Darum hat sie gerade auch in unserer Prignitz, als der Ecke zwischen den Dialektländern Mecklenburg, Hannover, Sachsen, Brandenburg (Berlin) ein dankbares Arbeitsfeld. Wir freuen uns, daß wir in fast jedem Ort unserer Heimat ehrenamtliche Helfer, meist aus den Kreisen der Lehrerschaft, haben, die die Fragebogen des Brandenburg-Berlinischen Wörterbuchs ordnungsgemäß und lückenlos ausfüllen, und die so das

Material zusammentragen helfen, das der wissenschaftlichen Forschungsarbeit die Unterlagen gibt, die Zusammenhänge aufzudecken und Schlüsse zu ziehen, die für unser Volkstum von Bedeutung sind. Wir freuen uns auch, daß die Leitung dieser Arbeit in den Händen von Frau Dr. Anneliese Bretschneider liegt, die in Lichtbildervorträgen auch bei uns in der Prignitz das Interesse für dieses Gebiet zu wecken verstand und die in einem kleinen besonderen Werk Mannigfaltigkeit und Eigenart unserer heimatlichen Mundart würdigte. Sie tat das vornehmlich in bezug auf die mundartlichen Sonderformen in den Elbdörfern um Hinzdorf. In Frau Dr. Bretschneider haben wir sozusagen den amtlichen Schutzengel für unser Platt. Als Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin leitet sie die Stelle, die zur Lebendigerhaltung unserer gefährdeten Mundart eingerichtet ist. Wer an ihrer praktischen Arbeit und somit an der Erstellung unseres mundartlichen Wörterbuches mithilft, dient unserer Heimat und unserem Platt.

\*

Die Muttersprache wird mit der Muttermilch eingesogen. Eine jede Landschaft gibt ihren Menschen die Mundart und die besondere Klangfarbe derselben mit. Beide haften meist für's ganze Leben. Sie sind ein Zeichen der Herkunft und der Stammeszugehörigkeit, ein Stück des Begriffes „Heimat“. Heimat und Mutter sind wesensgleich. In ihnen wurzelt jeder Mensch. Auch eine neue Heimat mit einer anderen Mundart kann die erste, eigentliche nie ganz ersetzen. „Die Heimat ist die Mutter, die zweite Heimat bleibt immer nur die Stiefmutter“.

Darum freuen wir uns zu jedem Dialekt, zu jeder Klangfärbung, die uns von neuen Mitbewohnern unserer Heimat entgegenklingen. Sie verraten, daß auch in ihnen der Heimatlaut sich fest eingepreßt hat und lebendig geblieben ist. Es gibt törichte Menschen, die sich ihrer Mundart schämen. Sie versuchen, sie zu verleugnen, und können es doch oft nie ganz. Sie sprechen selbst nicht mehr ihre Mundart und mühen sich, diese auch nicht mehr an ihre Kinder herankommen zu lassen.

Der Volksmund unserer Heimat hat in seiner anschaulichen und drastischen Art für solche Menschen ein besonderes Wortspiel geprägt:

Kind tritt nicht in Kuh-aa!  
Was Mama?  
Kind tritt nicht in Kuh-aa!!  
Was Mama?  
Sast nich in'n Kohschiert pedden!

Da hat die Kleine es verstanden. Hoffentlich ist der Mutter dabei auch ein Licht aufgegangen!

Hermann Graebke erzählt: Marieken ist als junges Mädchen in die Stadt gezogen. Als sie nach Jahren zum erstenmal wieder ins heimatliche Dorf



kommt, schämt sich die aufgetakelte Großstadtmamsell der schlichten Eltern. Auch die plattdeutsche Sprache ist ihr zu plump und nicht mehr vornehm genug. Aber die Jugendfreundin Dörte bringt es fertig, daß bald die Scham eine umgekehrte ist:

Dört, du hest recht,  
ick bün recht schlecht.  
Ick mücht vör Schom jetzt rein vergohn,  
weil ick uns Sprok nich wull verstohn.

In einem anderen Gedicht „De plattdütsch Sprok“ läßt Graebke den eleganten und etwas leichtfertigen jungen Gutsbesitzer in einem Brief schwülstig und überschwenglich um Helene, des Dorfpastors Tochter, werben:

O heißgeliebtes Wesen,  
noch nie bin ich gewesen  
so glücklich, als ich gestern war.  
Mit seligem Entzücken  
durft' die ans Herz ich drücken,  
die heiß ich liebe immerdar.  
Ich kann nur weiterleben,  
wenn Sie mir Hoffnung geben,  
daß ich Sie darf als treue Frau  
auf meinen Händen tragen  
schon in nicht fernen Tagen!  
Ihr Dietrich-Hans von Liebenau.

Die auch hier etwas eitle Mutter ist dem reichen Blender und Schöntuer verfallen und ist glücklich über diese „Ehre“ und solche Partie. Aber die Tochter wählt den anderen: Nohwers Franz. Der hat nur mit den schlichten Worten geworben:

Lew Deern,  
ick hew di gern.

Gerade in der Schlichtheit dieser Worte, die nichts mit dem gleisnerischen Charakter der obigen gemein haben, hat sie gespürt, daß im heimatlichen Platt etwas Anheimelndes wohnt, etwas, das Vertrauen erweckt, und daß Menschen, die sich seiner bedienen, zuverlässig und gediegen sind:

De plattdütsch Sprok, de kann nich legen,  
de kann keen Mäkenherz bedregen.

